

LEONIE WENDEL

Wie wollen wir eigentlich leben?

**Der Umgang der Stadtplanung mit
einer komplexen Frage**

Wohnst du noch oder lebst du schon?«¹ lautet der bekannte Slogan eines großen schwedischen Möbelhauses. Mit dieser fast schon philosophischen Frage wollten die Werbefachleute zeigen, »dass ein Zuhause weit mehr als eine Wohnung ist. Es ist ein Ort zum Wohlfühlen für die ganze Familie, zum Freunde treffen, Spielen, Toben – Leben eben«². Die Frage lässt sich mit derselben Berechtigung nicht nur für den privaten Wohnraum, sondern auch für den öffentlichen Raum und die Stadt als Ganzes stellen: Im Wohnzimmer geht es nicht nur darum, dass es eine Sitzgelegenheit mit einem Tisch und einer Lampe gibt. Es geht um einen Ort, an dem man es sich an einem verregneten Sonntag mit einer Tasse Tee und einem guten Buch bequem machen kann. Ebenso geht es auf einem öffentlichen Platz nicht nur darum, dass es eine offene Freifläche mit Aufenthaltsmöglichkeiten und Beleuchtung gibt. Es geht um – ja, worum geht es eigentlich? Um einen Ort, an dem man sein Auto abstellt und einkauft? Einen Ort, an dem man an einem sonnigen Nachmittag gemütlich einen Kaffee trinkt? Einen Ort, an dem lachende Kinder nach der Schule Ball spielen? Wenn das Ergebnis der Stadtplanung eine Stadt sein soll, in der Menschen nicht nur wohnen und arbeiten, sondern auch leben wollen, muss sie sich also die Frage stellen: Wie wollen die Menschen in dieser Stadt, in diesem Viertel, dieser Straße, an diesem Platz eigentlich leben? Es liegt auf der Hand, dass die Frage schon bei der Wohnzimmergestaltung einer Familie schwierig ist [Lesecke? Spielwiese? Kinosaal?]. In einem städtischen Kontext wird sie jedoch extrem komplex. Denn hier treffen unzählige und höchst unterschiedliche Bedürfnisse und Interessen, Vorlieben und Abneigungen, Überzeugungen und Wünsche, Träume und Vorstellungen aufeinander.

Nun sollten sowohl das Wohnzimmer als auch die Stadt in irgendeiner Form gestaltet werden. Doch von wem? Im Wohnzimmer übernimmt vielleicht ein Elternteil die Regie und bestimmt: Eine Lesecke wird dem persönlichen Bildungsanspruch an die Kinder gerecht, ein Kinosaal nicht. In egalitärer organisierten Wohnverhältnissen, zum Beispiel Wohngemeinschaften, läuft der Entscheidungsprozess der Wohnzimmergestaltung anders ab. Autoritäre Positionen weichen hier dem mühsamen Erarbeiten eines Konsenses – oft gleicht das Wohnzimmer daher monatelang eher einem unbestimmten Abstellraum. Was in Wohngemeinschaften noch verkraftbar ist, wird in Städten jedoch schnell zum Problem. Aus diesem Grund gibt es Stadtplaner, die die Gestaltung der Städte stellvertretend in die Hand nehmen. Sie überlegen, wie Menschen hier möglichst gut leben können. Dabei kollidieren die Interessen der Bürger³ nicht nur untereinander, sondern auch mit jenen abstrakteren Interessen der Wirtschaft, der Verwaltung, neuesten Erkenntnissen aus der Wissenschaft und schließlich auch den persönlichen Ansichten des Planers. Die Folge ist im schlimmsten Fall eine Stadt, in der – um im schwedischen Möbelhaus-Duktus zu bleiben – Menschen zwar wohnen, nicht aber leben.

1 Werbeslogan von Ikea seit 2002

2 Vgl. <https://www.moebelkultur.de/news/neuer-slogan/> (Abruf: 24.01.2020).

3 In diesem Text wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet. Weibliche und anderweitige Geschlechteridentitäten sind dabei ausdrücklich mitgemeint.

Gibt es also eine unüberwindbare Kluft zwischen der Frage: ›Wie wollen wir – als Bürger⁴ einer Stadt – eigentlich leben?‹ und dem Handeln der Stadtplaner? Im Folgenden gehe ich dieser Frage nach, skizziere die Pole der orthodoxen und der partizipatorischen Stadtplanung, des Top-down- und des Bottom-up-Ansatzes und zeige, wie zeitgemäße Konzepte für die Planung von Städten versuchen, die beschriebene Kluft zu überbrücken und die auf den ersten Blick so gegensätzlichen Gestaltungskonzepte zu vereinen.

Top-down: Die Stadtplaner antworten selbst

Der Brite Ebenezer Howard hatte Ende des 19. Jahrhundert seine persönliche Antwort auf die Frage: ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹ bereits gefunden: in einer Gesellschaft, die nach den Maßstäben des nicht-marxistischen Sozialismus geprägt war.⁵ Das heißt ohne Privateigentum an Grund und Boden, mit einer gut erreichbaren und funktionierenden Verwaltung und einer bereits räumlich manifestierten gerechten Verteilung der Wohnungen und Güter an alle Mitglieder.⁶ Die Londoner Slums waren seine Antithese. Inspiriert von den amerikanischen Städten, die zu dieser Zeit aus dem Nichts zu entstehen schienen, wollte Ebenezer Howard auch in Großbritannien die Möglichkeiten für einen städtebaulichen Neustart schaffen.⁷ Und so entwarf er das Konzept für eine Stadt, die einen Ausweg aus dem Elend der überfüllten Slums bieten, die Städte entlasten und die Landflucht aufhalten sollte. Seine ›Gartenstadt‹ verdankte ihren Namen dem großen Grüngürtel, der sie umgibt, und ist perfekt geometrisch angeordnet. Im Einklang von Natur und der gebauten Umwelt sah Howard eine Lösung für das Leid des Lebens in London.⁸ Durch die verhältnismäßig kleine Stadtgröße von maximal 30.000 Einwohnern sollte die Verwaltung der Gartenstadt für die Bürger stets gut erreichbar und zugänglich sein.⁹ Gleichzeitig sollte sie aber auch besser eingreifen können, »indem sie die für industrielle Slums typische Anarchie und Vernachlässigung bekämpft.«¹⁰

4 Laut dem §12 der Gemeindeordnung ist Bürger nur, »wer Deutscher im Sinne von Artikel 116 des Grundgesetzes ist oder die Staatsangehörigkeit eines anderen Mitgliedstaates der Europäischen Union besitzt (Unionsbürger), das 16. Lebensjahr vollendet hat und seit mindestens drei Monaten in der Gemeinde wohnt.« Kinder, Asylbewerber, kürzlich Zugezogene und viele weitere Gruppen sind juristisch nicht als Bürger zu bezeichnen. Obgleich ich in diesem Text von ›Bürgern einer Stadt‹ sprechen werde, beziehe ich mich dabei nicht zwingend nur auf wahlberechtigte und gemeldete Bürger, sondern durchaus allgemeiner auf die Bewohner und Nutzer einer Stadt. Welche Rolle die Unterscheidung hinsichtlich der Mitbestimmung

in Städten spielen kann, ist ein spannendes und diskutables Thema, das jedoch nicht im Fokus dieses Textes stehen soll.

5 Vgl. Sennett, Richard: Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens, München 2018, S.108 ff.

6 Vgl. Mumford, Lewis: The Garden City Idea and Modern Planning. In: Frederic J. Osborn (Hg.), Gardens Cities of To-Morrow (1965), Abingdon 2007.

7 Vgl. ebd., S.30.

8 Vgl. Howard 2007, S. 35.

9 Vgl. Sennett 2018, S.108 ff.

10 Ebd., S.108.

Ebenezer Howard wollte eine Stadt schaffen, die das Entstehen einer besser funktionierenden Gemeinschaft ermöglicht. Er wollte Freiheit schaffen, nicht indem er London umbaute und umstrukturierte, sondern indem er eine Alternative entwarf. Sein Konzept entsprach allerdings in erster Linie seinen eigenen Idealen und Überzeugungen. Er fragte die Bewohner der überfüllten Städte nicht, wie sie denn leben wollten, sondern gab ihnen lediglich die Option, nach seiner planerischen Fassung zu leben. Mit Ebenezer Howards Entwürfen erlebte die Idee der ›besseren‹ Stadt ihren Aufschwung – dabei erntete seine Gartenstadt schnell auch Kritik: zum Beispiel von dem schweizerisch-französischen Architekten Charles-Édouard Jeanneret-Gris, bekannt als Le Corbusier:

Die Schöpfer der Gartenstädte und die am Auseinanderreißen der Städte Verantwortlichen haben mit lauter Stimme proklamiert: Wir sind in erster Linie Philanthropen, jeder soll sein Gärtchen, sein Häuschen und seine Freiheit haben! Das ist Lüge und Vertrauensmissbrauch! [...] All das ist Vernebelung und nichts weiter. Niemand hat wirklich etwas davon, denn von der so leidenschaftlich gesuchten Freiheit und der Natur, zu deren Eroberung Sie alle ausgezogen sind, ist nichts geblieben als Schein und Illusion.¹¹

Le Corbusier meinte es besser zu wissen: Statt die Bewohner in eine sozialistische Utopie zu pressen, wollte er auf die wahren Bedürfnisse der Bürger eingehen: »When man is free, his tendency is towards pure geometry. It is then, that he achieves, what we call order. [...] The more this order is an exact one, the more happy he is, the more secure he feels. [...] All the works, that man has achieved are an ›ordering‹.«¹² Er interpretierte Louis Sullivans berühmten Spruch *form follows function*, indem er postulierte, dass die Funktionsräume und Strukturen einer Stadt auf den ersten Blick ersichtlich sein müssen, damit Menschen gut in Städten leben können. Le Corbusier ist auch durch seine nie verwirklichten Konzepte in die Geschichte der Stadtplanung eingegangen: durch den *Plan Voisin* oder die *Ville Contemporaine*. Das Ausmaß seiner Überlegungen wird im *Plan Voisin* am deutlichsten: Hier sollte das historische Pariser Viertel Le Marais, mit all seinen kleinen, unübersichtlich gewundenen Straßen komplett eingeebnet werden und 18 symmetrisch angeordneten, x-förmigen Wolkenkratzern weichen. Für Le Corbusier war die Stadt »ein wundervolles, mechanisches Spielzeug«¹³. Hinsichtlich ihrer Funktionen richtig eingestellt, ist eine solche Stadt laut ihm perfekt funktional, bietet große Grünflächen, Platz für Schnellstraßen, viel Sonnenlicht, Klarheit und Ordnung. Die Stadt ist eine Maschine, das Leben der Menschen das Produkt. Ähnliches findet sich in der *Charta von Athen* wieder, diskutiert von den Mitgliedern des Congrès Internationale d'Architecture Moderne (CIAM) und erst 1943 – zehn

11 Le Corbusier: Die Große Verschwendung. In: Ders. / Pierre Jeanneret / Max Bill (Hg.) (1938), *Œuvre complète* Volume 3: 1934-1938, Basel 2013, S. 22.

12 Le Corbusier: *The City of To-morrow and Its Planning* (1929), New York 1987, S. 22-23.

13 Jacobs, Jane: *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Basel 2015, S. 24.

Jahre nach dem eigentlichen Treffen – zu Papier gebracht von Le Corbusier. Er versuchte, einen Werkzeugkasten für eine in allen Aspekten funktionale Stadt zu entwerfen, der das Problem der chaotischen Städte ein für alle Mal löst.¹⁴

Doch hinsichtlich des Umgangs mit der Frage: ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹ unterscheidet sich Le Corbusiers kaum von Ebenezer Howards Ansatz. Denn auch er nahm die Antwort auf die Frage vorweg – weniger in Form einer Gesellschaftsordnung, als der Unterstellung, die Frage für die gebaute Umwelt der Menschen beantworten zu können. Le Corbusier schrieb den Bürgern der geplanten Städte nicht vor, nach welchen politischen Maximen sie dort zu leben haben, doch ihr städtisches Umfeld gestaltete er trotzdem. Auch er unterstellte, dass in Städten eine äußere Ordnung die verschiedenen, individuellen Lebensentwürfe bändigen muss. Denn sonst tritt jenes Phänomen ein, gegen das die Stadtplanung der Vergangenheit immer versucht hat anzukämpfen: das Chaos – in Form von Krankheiten, Kriminalität, Schmutz, Lärm und Unsicherheit. Stadtleben in seinem ungeplanten Zustand galt auch in den nachfolgenden Generationen von Stadtplanern oft als unerträglich, als »Summe der zusammengewürfelten, widersprüchlichen Launen vieler egozentrischer und schlecht beratener Individuen.«¹⁵

Die Stadtplanungskritikerin Jane Jacobs zählt Ebenezer Howard und Le Corbusier zu dominanten Vertretern der *orthodoxen Stadtplanung*. Diese ist für sie

tief von puritanischen und utopischen Konzeptionen durchtränkt; sie weiß genau, wie die Leute ihre freie Zeit verbringen sollten und diese Theorien über das Privatleben der Menschen werden bei der Planung dann gründlich mit den Vorstellungen über die Funktionen einer Großstadt verwechselt.¹⁶

Mit gravierenden Folgen. Auch wenn der *Plan Voisin* nie umgesetzt wurde – und man auch heute noch das mittlerweile sehr gepflegte Viertel Le Marais bewundern kann – prägte er, ebenso wie die *Charta von Athen*, viele städtebauliche Projekte des 20. Jahrhunderts.¹⁷ Le Corbusiers Schützling Lucio Costa setzte den wohl spektakulärsten Plan in die Realität um: Zusammen mit dem Star-Architekten Oscar Niemeyer entwarf er die neue brasilianische Hauptstadt, die Demokratie und Gerechtigkeit fördern sollte. Die Funktion war klar, ebenso deutlich scheinen die Formen. Demokratie und Gerechtigkeit sollten vor den Bürgern der Stadt Einzug in die neue brasilianische Hauptstadt erhalten – wahrscheinlich auch, weil es einfacher ist, sich einzureden diese Werte ließen sich bauen, als sich mit der Komplexität des möglichen Lebens in dieser Stadt auseinanderzusetzen. Am heutigen Brasilia kann man das Ergebnis dieses Vorgehens begutachten: Aus der Vogelperspektive erinnert die Stadt an ein Flugzeug oder einen Adler, in dessen Kopf sich die Regierungsgebäude befinden, die Wohngebiete bilden die Flügel. Aber aus dieser Perspektive fällt auch auf, dass Slums

14 Vgl. Sennett 2018, S.96 ff.

16 Jacobs 2015, S.37.

15 Zitat von Clarence Stein: Jacobs 2015, S.22.

17 Vgl. Sennett 2018, S.100.

die Stadt säumen. Befindet man sich in der Innenstadt, wirkt diese überdimensioniert und abweisend¹⁸, während in den umliegenden Wohngebieten und Slums zwar das Leben stattfindet, doch gleichzeitig auch hohe Kriminalität und Arbeitslosigkeit herrscht. Die Stadt ist außen überfüllt, in ihrem Inneren aber leer. Kein Wunder also, dass der Autor Peter Lau in einer Sonderausgabe des Magazins *brand eins* zum Thema Stadtplanung feststellt, dass Modellbaustädte wie Brasilia als menschenfeindlich gelten.¹⁹ Das Problem liegt dabei weniger in dem Aufbau der Stadt, oder in klaren stadtplanerischen Fehlern – die aus heutiger Sicht durchaus begangen wurden²⁰ –, sondern in der Annahme, es könnte gelingen, mit dem Bau einer Stadt und den Formen der selbigen ein bestimmtes Leben aus dem Nichts heraus zu provozieren. Interessanterweise hielt Lucio Costa am Ideal der funktionsbezogenen Stadt fest: »Es gibt, in seinen grundlegenden Elementen bereits voll entwickelt [...], ein ganzes neues bauliches Know-how, das paradoxerweise immer noch auf die Gesellschaft wartet, zu der es logischerweise eigentlich gehören sollte.«²¹ – oder um mit der Hamburger Band Tocotronic zu sprechen: »Die Idee ist gut, aber die Welt noch nicht bereit.«²²

Nur fünf Jahre, nachdem Niemeyer und Costa mit der Umgestaltung Brasílias begannen, wurde Jane Jacobs Buch *Death and Life of Great American Cities* veröffentlicht, in dem sie über die Entwürfe von Le Corbusier und seinen Nachahmern schrieb: »Wie ein großes personalisiertes Ego erzählen diese Gebilde von den Leistungen des jeweiligen Schöpfers. Aber über die Funktionsfähigkeit der Stadt erzählen sie [...] nichts als Lügen.«²³ – Allerdings: Es stellt sich die Frage, ob die Lüge über die Funktionsfähigkeit nicht eigentlich nur ein Symptom ist, basierend auf dem Trugschluss, dass es abstrakte und permanente Antworten auf die Frage: »Wie wollen wir eigentlich leben?«, geben kann, die sich in Form von einer gebauten Umwelt physisch manifestieren ließen. Die wahre Lüge ist aber eigentlich das »Wir«, das sich zwar auf die Bürger einer Stadt beziehen wollte, aber nie den begrenzten Horizont des einzelnen Planers oder den geteilten Ideologien einer kleinen Gruppe bestimmter Menschen verlassen hat: Denn tatsächlich lautete die Frage stets: »Wie denke ich, dass andere leben wollen?« oder sogar »Wie will ich, dass andere leben?«. Egal, wie gut gemeint oder visionär die Diktatur der Formen in der orthodoxen Stadtplanung ist, sie kann dem wirklichen Leben nicht angepasst sein. Auch deshalb kann man bei vielen Stadtplanungsprojekten feststellen, dass das Leben der Bürger um das geplante Ideal herumfließt. Stadtplanung, die eigentlich das Leben der Menschen in den Städten verbessern sollte, verfehlt so ihren Zweck und richtet im schlimmsten Fall sogar einen nachhaltigen Schaden an. Denn fatalerweise ist Stadtplanung ja kein Kurzzeitprojekt: Geplant für 600.000 Einwohner leben in

18 Gehl, Jan: Städte für Menschen, Berlin 2019, S.229.

19 Vgl. Lau, Peter: Mach nur einen Plan. In: Edition brand eins: Urbane Innovation: Wie sieht die Stadt aus, in der wir leben wollen?, Heft 4 (2019), S.18–31, S.22.

20 Der Stadtplaner Jan Gehl spricht in diesem Zuge vom Brasilia-Syndrom, bei dem planerisch der kleine -

menschlische - Maßstab vernachlässigt wurde. Vgl. Gehl 2019, S.229

21 Zitat von Lucio Costa in: Sennett 2018, S.98.

22 Liedtitel der Band Tocotronic aus dem Album Digital ist besser von 1995.

23 Jacobs 2015, S.24.

Brasilia heute fast drei Millionen Menschen, die in einer – oder eher außerhalb einer – dysfunktionalen Stadt leben müssen. Und es ist nicht abzusehen, dass sich das in den nächsten Jahrzehnten grundlegend ändern wird. Brasilia ist ein Inbegriff der Problematik, die entsteht, wenn man davon ausgeht, man könne zu einem bestimmten Zeitpunkt eine einzige gebaute Antwort auf die Frage: ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹ vorgeben – und diese würde sowohl jetzt als auch in Zukunft für alle Bürger eine Gültigkeit haben. Dabei ist die Tatsache, dass diese Antwort zu einem bestimmten Zeitpunkt gegeben wurde, das kleinere Problem. Dies muss zwangsläufig in der Stadtgestaltung immer wieder bedacht werden, denn es ist nie vollständig möglich, im Interesse aller und dies bis in alle Ewigkeit zu planen und zu bauen. Doch gerade im Falle von Brasilia wird besonders deutlich: ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹ ist jene zentrale Frage der Stadtplanung, die sich nicht abschließend beantworten lassen kann, und dennoch beantwortet werden muss. Entscheidend ist deshalb, wie wir den Prozess der Antwort – denn nur im Sinne eines Prozesses kann man sie verstehen – gestalten. So konstatiert Jane Jacobs, dass in der orthodoxen Stadtplanung keinerlei Rücksicht auf das Leben in den Großstädten selbst genommen werde: »Die Großstädte sind weder untersucht noch respektiert worden, sie durften nur Weihopfer sein.«²⁴

Bottom-up: Den vielen Antworten der Bürger Raum geben

Jane Jacobs rebelliert gegen diese Form der Stadtplanung und behauptet: »Cities have the capability of providing something for everybody, only because, and only when, they are created by everybody.«²⁵ Für sie ist die Frage ›Wie wollen wir eigentlich Leben?‹ jene Essenz, die Städte überhaupt ausmacht, ihre Vielfalt und ihren Rhythmus bestimmt. Während die klassische Stadtplanung versuchte, die Frage selber zu beantworten, stellt Jane Jacobs die Unbeantwortbarkeit der Frage in den Vordergrund. Denn eine einzige, kollektive Antwort auf die Frage würde mit einer Monotonie und Eintönigkeit einhergehen, die jener Vielfalt im Wege steht, die Großstädte ausmacht.²⁶ So gibt sie die Frage ›Wie wollen wir eigentlich Leben?‹ den Bürgern zurück: Indem sie dem scheinbar chaotischen Treiben des städtischen Lebens eigene Ordnungsgesetze zuspricht, die die orthodoxe Stadtplanung entweder leugnete oder ihnen zumindest nicht die angemessene Bedeutung eingestand.²⁷ Diese Ordnungsgesetze hängen laut Jane Jacobs nicht etwa mit Strukturen und Gebäuden zusammen, sondern sind Fähigkeiten, die sich Bürger einer Stadt in einer Stadt aneignen. So spricht sie beispielsweise von dem Spielen auf dem Bürgersteig als »Schule für das Stadtleben«²⁸. Dementsprechend sind die eigentlichen Kunstwerke einer Stadt nicht fan-

24 Ebd., S. 26.

25 Jacobs, Jane: *The Death and Life of Great American Cities*, New York City 1961, S. 238.

26 Vgl. Jacobs 2015, S. 131 ff.: In dem Kapitel »Legenden über die Nachteile von Mannigfaltigkeit« erläutert Jane Jacobs, wie Monotonie und Homogenität Städte veröden

lässt, während Vielfalt Städte kennzeichnet und lebendig macht. Daher plädiert sie für gemischte Nutzungen und Raum für unvorhersehbare Nutzungsweisen.

27 Vgl. ebd., S. 131.

28 Ebd., S. 62.

tastische architektonische Gebäude, sondern das Stadtleben selbst, das beispielsweise im »Ballett eines gut funktionierenden Bürgersteigs«²⁹ zum Vorschein kommt. Die Komplexität der Frage ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹, versucht Jane Jacobs nicht zu lösen, sondern zu akzeptieren: »Wenn wir uns mit Städten befassen, befassen wir uns mit dem Leben in seiner komplexesten und intensivsten Form.«³⁰ Während man viele orthodoxe Stadtplaner als Ingenieure bezeichnen könnte, die versuchen, eine perfekt funktionierende Maschine zu bauen, verkörpert Jane Jacobs eher die Biologin, die einen lebenden Organismus möglichst genau beobachtet und vielleicht hier und da, durch minimalinvasives Eingreifen in die Stadt, unterstützt.³¹ Während der Ingenieur davon ausgeht, dass ohne sein Mitwirken die Maschine nicht funktioniert, geht die Biologin davon aus, dass das Leben auch ohne ihr Einwirken stattfindet – vielleicht sogar besser, als wenn sie interveniert.

Implizit arbeitet auch Jane Jacobs mit dem Dogma *form follows function*, doch sie zieht andere Schlussfolgerungen: Statt wie Le Corbusier das Diktum als Aufforderung zur Gestaltung von Formen, die bestimmten Funktionen entsprechen, zu verstehen, vertritt Jacobs eher die Ansicht, die Form geht aus der Art, wie Menschen leben, hervor.³² Stadtplanung sollte dementsprechend ›nur‹ die Aufgabe haben, Mannigfaltigkeit zu gewährleisten, um komplexen Ordnungen die Möglichkeit zu bieten, sich zu bilden, und diese Ordnungen anschließend sichtbar zu machen.³³ Stadt ist bei Jane Jacobs ein niemals endender Entwicklungsprozess, der ebenso unkontrollierbar ist, wie das Leben der Menschen selbst. Alles, was man tun kann, ist diesen Prozess so gut wie möglich zu beobachten, zu versuchen daraus Erkenntnisse zu erzielen und sich als Gestalter möglichst weit zurückzunehmen³⁴, denn »Städte enthalten wunderbare Möglichkeiten, das, was Menschen in ihren Schwierigkeiten brauchen, zu verstehen, zu lehren und zu erfinden.«³⁵

Das aber funktioniert nur, wenn man sich in diese Städte hineinbegibt und einen Perspektivwechsel vollzieht: Statt von außen etwas Besseres für die Bewohner einer Stadt zu schaffen, gilt es, das Beste des bereits Vorhandenen zu stärken – idealerweise, indem man den Bürgern die Möglichkeit gibt, selbst für eine bessere Stadt einzustehen. Während die Orthodoxe Stadtplanung deduktiv arbeitete, arbeitet Jane Jacobs induktiv und eröffnete der Stadtgesellschaft damit neue Möglichkeiten, aber auch die Notwendigkeit, die Stadt mitzugestalten.

Jane Jacobs war eine Visionärin der Stadtplanung, eine Querdenkerin. In provozierender Sprache wies sie auf das zwangsläufige Scheitern von Vorhaben zur Fremdbeantwortung der Frage ›Wie wollen wir eigentlich leben?‹ hin und wollte die Lebensentwürfe der Bewohner einer Stadt wieder den Bewohnern zurückgeben. Die Stärke von Jane Jacobs Ansatz liegt dabei in erster Linie in der Aufforderung, Stadtplanung radikal neu zu denken. Diese Aufforderung richtet sich dabei nicht zuletzt auch an die Politik und die Stadtgesellschaft und nicht unbedingt nur an die Stadtplaner und Architekten. In den 50er-Jahren wurde das

29 Jacobs 2015, S. 44.

30 Ebd., S. 192.

31 Vgl. ebd., S. 114.

32 Vgl. Sennett 2018, S. 105.

33 Vgl. Jacobs 2015, S. 194.

34 Vgl. Sennett 2018, S. 1084 ff.

35 Jacobs 2015, S. 220.

beispielsweise in ihren erfolgreichen Bemühungen deutlich, die New Yorker Stadtgesellschaft auf Pläne für eine vierspurige Straße durch einen Stadtpark aufmerksam zu machen und gegen diese zu mobilisieren.³⁶ Jedoch liegen hier auch die Grenzen ihres Ansatzes, dessen Stärke zwar in dem Aufzeigen von Missständen und der Beobachtung liegt, nicht so sehr aber in der stadtplanerischen Praxis selbst, die nicht nur auf den Erhalt, sondern das Schaffen von Neuem ausgelegt ist. Ihr Konzept beruht auf der Beobachtung und der eigenständigen Entwicklung von Nachbarschaften. Diese sind jedoch in der Regel zum einen langsam, zum anderen lokal begrenzt: »Der Raum, in dem Langsames geschieht, ist klein.«³⁷

Vielleicht ist man mithilfe von Jane Jacobs Ansatz in der Lage, in einem Straßenzug herauszufinden, wie die Menschen dort eigentlich leben wollen. Doch kann man aus diesem vereinzelt, und schwer zu erwerbendem Wissen tatsächlich aktive Stadtplanung betreiben? Eben hier versagen Jane Jacobs Überlegungen: Zwar zeigt sie auf, wie Quartiere und Nachbarschaften funktionieren, aber für ein Bauvorhaben, wie es Lucio Costa und Oscar Niemeyer im Falle von Brasília vor sich hatten, wären auch ihre Erkenntnisse nicht unbedingt hilfreicher gewesen. Sie bewegt Bürger dazu, sich für die Gestaltung ihrer Städte einzusetzen, doch dadurch entstehen keine neuen Formen, Gebäude und Quartiere. Aus den von ihr aufgestellten Variablen der Großstädte, lassen sich nur schwer konkrete Handlungen ableiten. Es gibt kein Richtig oder Falsch, sondern nur eine Skala³⁸, deren Optimum sich je nach Bürger, je nach Viertel und je nach Stadt enorm unterscheiden kann. Es ist unklar, wie aus der intensiven Beobachtung der Zusammenhänge und Prozesse eine aktive Praxis der Stadtplanung entstehen oder die Stadt als Ganzes berücksichtigt werden kann.³⁹ Zwar stellt Jane Jacobs tatsächlich die Frage: »Wie wollen wir eigentlich leben?« und lässt dabei der Diversität der Antworten den notwendigen Raum. Doch dadurch finden sich kaum Antworten, auf die man sich berufen könnte, und die man in eine aktive räumlich-stadtplanerische Praxis übersetzen könnte. Zwar kann Jane Jacobs Aufbegehren gegen die orthodoxe Stadtplanung als Anstoß zu einem neuen stadtplanerischen Denken funktionieren, das nicht allein von den Stadtplanern ausgeht, sondern vor allem von den Bürgern selbst. Doch wenn es darum geht, schnelle Entscheidungen zu treffen, langfristige Visionen umzusetzen oder großangelegte Bauvorhaben zu realisieren, kommt Jane Jacobs Ansatz schnell an seine Grenzen: Genuine Bottom-up-Prozesse sind visionslos und ihnen fällt das Treffen von Entscheidungen immer schwer, da in der Regel kein Konsens entsteht und somit mit jeder Entscheidung immer auch Alternativen ausgeschlossen werden, die sich im Nachhinein als besser entpuppen könnten. Und eben diesen – für die Planung von Städten sehr entscheidenden – Punkten möchte sich Jane Jacobs nicht stellen. Weiter noch: Genau hier werden die Grenzen aller Bottom-up-Prozesse deutlich. Denn wenn alle

36 Vgl. <https://www.theguardian.com/cities/2016/apr/28/story-cities-32-new-york-jane-jacobs-robert-moses#maincontent> (Abruf: 04.03.2020).

37 Sennett 2018, S.104.

38 So ist zum Beispiel die Vielfalt ihrer Meinung unerlässlich für

das Funktionieren von Quartieren. Gleichzeitig aber hat diese Mannigfaltigkeit auch Grenzen, die bei Überschreitung in einem Selbstzerstörungsprozess münden können. (Vgl. Jacobs 2015, S.140)

39 Vgl. Sennett 2018, S.112.

zuständig sind, ist gleichzeitig auch keiner zuständig. Jeder hat eine Stimme, aber keiner hat die Macht, Entscheidungen zu treffen oder eine individuelle Idee durchzusetzen. So verlieren Stadtplaner ihre Handlungsfähigkeit beim Umgang mit der städtischen Komplexität. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass Jane Jacobs einen wichtigen Beitrag zur Stadtplanung geleistet hat, den heute diverse Stadtplaner in ihre Arbeit implementieren: Die Relevanz der Stadtbewohner – ihrer individuellen Lebensentwürfe und ihrer Identifizierung mit einem Quartier – für die Stadtplanung.

Linked directions: eine Annäherung

Doch wer hat am Ende des Tages recht; welcher Ansatz lässt sich weiterverfolgen? Kann die Frage ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹ tatsächlich nur von den Stadtplanern beantwortet werden, weil diese schließlich entscheiden müssen, wie im konkreten Planungsprozess vorzugehen ist? Oder können eigentlich nur die Bürger die Frage, wie sie leben wollen, beantworten und sollten letztlich die Entscheidungen treffen, wie ihre Stadt aussehen soll?

Für den Soziologen Richard Sennett besteht eine Antwort auf diese Frage in der Tatsache, dass die Stadt sich aus zwei unterschiedlichen Elementen zusammensetzt: Sie kann einerseits ein physischer wahrnehmbarer Ort sein; andererseits kann *Stadt* aber auch im anthropologisch-sozialen Sinn verstanden werden.⁴⁰ Um die Elemente der Stadt begrifflich voneinander zu trennen, bedient er sich der ursprünglichen Bedeutung der französischen Begriffe *ville* und *cité*. Vereinfacht kann man sagen, dass *ville* die gebaute Stadt ist, während *cité* die gelebte Stadt beschreibt.⁴¹ Im Rahmen der *ville* lassen sich reale Räume und Strukturen entwickeln, während die *cité* ein Eigenleben führt, das aber nicht von der *ville* losgelöst gedacht werden kann. Stadtplaner gestalten klassischerweise die *ville*, in der Hoffnung, sie könnte die *cité* prägen, oder auch, weil sie der Meinung sind, eine *ville* zu gestalten, die zu der *cité* passt. Mit der Gestaltung der *ville* tun sich die Bürger hingegen schwer. Ihr Handeln bezieht sich in erster Linie auf die *cité*. Wünsche und Bedürfnisse hinsichtlich der gebauten Stadt können sie nur schwer äußern und realistisch abwägen. Kurz vor ihrem Tod äußerte Richard Sennett gegenüber seiner Freundin Jane Jacobs die Meinung, dass sie zwar hinsichtlich der *cité* besser sei, ihr Rivale und Vertreter der orthodoxen Stadtplanung, Lewis Mumford, jedoch hinsichtlich der *ville*. Jane Jacobs antwortet daraufhin nur: »Und was würden Sie tun?«⁴²

Seit Jane Jacobs eine neue Sichtweise auf die Planung von Städten aufgezeigt hat, haben sich diverse Stadtplaner und auch Angehörige anderer Disziplinen überlegt, wie man die Kluft zwischen *ville* und *cité*, zwischen der klassischen Stadtplanung und den Vorstellungen der Bürger überwinden könnte. Möchte man eine Kluft überbrücken, so ist es normalerweise nicht möglich, mit dem Bau der Brücke in der Mitte der Kluft anzufangen. Viel eher nähert man sich – idealerweise von beiden Seiten – einander an. Nur so haben beide

40 Vgl. Sennett 2018, S. 10 f.

42 Ebd., S. 114.

41 Vgl. ebd., S. 10 f.

Parteien das Gefühl, es handele sich um eine gemeinsam gebaute Brücke und nicht um eine Enterbrücke des potenziell gegnerischen Lagers. Dementsprechend wird seitens der Städte, Investoren und Planungsbüros versucht, den Prozess für den Bürger zu öffnen oder zumindest im Rahmen genauer Beobachtungen die Bürger einer Stadt und ihre Bedürfnisse in die Planung zu integrieren. Gleichzeitig gibt es Ansätze – wenn auch bedeutend weniger –, bei denen versucht wird, Wege dafür zu finden, wie der Bürger sich auf die klassische Stadtplanung zubewegen, eine Stimme entwickeln und seine Kompetenzen einbringen kann. Im Folgenden werde ich exemplarisch zwei dieser Ansätze vorstellen. Dabei nähert sich der eine von der Seite der autoritären Stadtplanung dem Bürger an, während der andere überlegt, welche Rolle Bürger in der Stadtgestaltung spielen und wie sie sich in den konkreten Gestaltungsprozessen sinnvoll einbringen können.

Eine bessere Stadt für die Menschen – die Stadtplanung beantwortet für den Bürger

Der dänische Stadtplaner Jan Gehl denkt Jane Jacobs Ansätze weiter und formt sie zu klaren Gestaltungsmaximen, die sich in die Praxis übersetzen lassen. So versucht er herauszufinden, wie man die *ville* so gestalten kann, dass sie der *›wahren Funktionsweise‹* der *cité* entspricht⁴³. Dabei unterscheidet er zwischen dem großen Maßstab, der sich auf die gesamte Stadt bezieht, dem mittleren Maßstab, der sich auf die Quartiere einer Stadt bezieht und schließlich dem kleinen Maßstab: »die Stadt, wie sie von den Einwohnern und Nutzern auf Augenhöhe erlebt wird«.⁴⁴ Dieser kleine Maßstab – das sogenannte menschliche Maß – ist für die Stadtplanung am wichtigsten. Um das menschliche Maß zu entwickeln, fragte er unter anderem, ab welcher Entfernung wir die Emotionen eines Menschen erkennen können, wie wir Gebäude von der Straße aus wahrnehmen und welche Auswirkung Geschwindigkeit auf unsere Wahrnehmung hat.⁴⁵ Dadurch, dass heute die meisten »Planungsentscheidungen am digitalen Reibbrett«⁴⁶ erfolgen, entsprechen viele Städte dem menschlichen Maß nicht mehr. Mögliche Folgen einer solchen Stadtplanung beschreibt Jan Gehl als *›Brasilia-Syndrom‹*.⁴⁷ Er scheint mit seiner Art der Stadtplanung ins Schwarze getroffen zu haben, gilt er doch als einer der aktuell einflussreichsten Stadtplaner weltweit.⁴⁸ Sein Büro *Gehl Architects* hat – neben vielen anderen Projekten – den Times Square in New York umgestaltet, war beteiligt an dem Aufstieg von Melbourne City zur lebenswertesten Stadt der Welt [2011] und ist nicht zuletzt für die Transformation

43 Wissend, dass es sich hierbei eher um einen permanenten Annäherungs- und Erkenntnisprozess handelt. Die eine wahre Funktionsweise der *cité*, die noch dazu jenseits einer kurzen Momentaufnahme existiert, kann es aufgrund der Vielfalt von Interessen in einer Stadt im Grunde nicht geben.

44 Gehl 2019, S.226.

45 Vgl. ebd., S.48 ff.

46 Ebd., S.72.

47 Vgl. ebd., S.229.

48 Vgl. Kaltenbrunner, Robert / Jakubowski, Peter: Die Stadt der Zukunft. Wie wir leben wollen, Berlin 2018, S.36.

Kopenhagens von einer autofreundlichen in eine fußgänger- und fahrradgerechte Stadt verantwortlich.

Vermutlich wären unsere Städte heute lebenswerter, wenn Ebenezer Howard die Londoner Slums intensiver studiert hätte, statt sie einfach zu ersetzen. Oder wenn Le Corbusier seine Konzepte nicht im Pariser Sommer, auf Basis einer leergefegten Stadt entwickelt hätte.⁴⁹ Denn das menschliche Maß stellt uns den Werkzeugkoffer zur Verfügung, den die Verfasser der *Charta von Athen* so verzweifelt versuchen zu bestimmen. Die Tatsache, dass Jan Gehl damit erfolgreich ist, hängt damit zusammen, dass er Menschen in Städten, auf die der Werkzeugkoffer schließlich angewendet werden sollte, studiert und zu verstehen versucht, statt ihnen seine eigenen Vorstellungen einer idealen Stadt zu einfach zu unterstellen.

Vielleicht aber wäre auch gar nicht so viel anders. Es ist durchaus fraglich, ob Stadtplanungsprojekte der Vergangenheit dadurch zwangsläufig zu lebenswerteren Städten geführt hätten. Denn hinsichtlich der Frage: ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹, ist Gehls Herangehensweise nicht grundlegend anders als die der orthodoxen Stadtplaner. Er nutzt zwar einen ausgereifteren und besser angepassten Werkzeugkoffer, doch auch er lässt die Antwort auf die Frage nicht aus der Bürgerschaft entwickeln, sondern beantwortet sie für sie: Er gestaltet *für* die Menschen – wie auch der Buchtitel *Städte für Menschen* erahnen lässt. Zwar greift er dabei Jane Jacobs Überlegungen auf und versucht den Menschen, für die er gestaltet, tatsächlich gerecht zu werden. Doch bleibt er in der Vogelperspektive des Planers. Die Bürger werden nicht selbst Teil der Stadtplanung, sondern sind erst Forschungsobjekt und anschließend Nutzer. In ihrem Buch *Die Stadt der Zukunft* behaupten Robert Kaltenbrunner und Peter Jakubowski: »Als Individuen leben wie in Abhängigkeit von einer durch *andere* gestalteten und organisierten gebauten Umwelt. Wir können uns ihr, von Ausnahmen abgesehen, weder entziehen noch sie unmittelbar beeinflussen.«⁵⁰ – Sollten sie damit recht haben, bedeutet das, dass die Frage: ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹, im Rahmen der Stadtplanung nicht von den Einwohnern und Nutzern einer Stadt selbst beantwortet werden kann. Im radikalen Umkehrschluss bedeutet das aber auch, dass partizipative Prozesse, wie sie aktuell bei Stadtplanungsvorhaben durchgeführt werden, nicht zielführend sind. Besser ist es dann, durch genaue Analysen, wie Jan Gehl sie durchführt, herauszufinden, was die Einwohner und Nutzer einer Stadt bewegt und auf Basis dieser Ergebnisse zu gestalten. Doch haben die Städter nicht ein Recht darauf, sich mit der Frage: ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹, hinsichtlich der Stadt, in der sie ihr Leben verbringen, auseinanderzusetzen?

Menschen für eine bessere Stadt – die Stadtplanung berät den Bürger

Der Frage, wie Städter sich besser mit der Frage ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹, hinsichtlich der Stadt, in der sie ihr Leben verbringen, auseinandersetzen können, geht der

49 Le Corbusier 1987, S.xxiii.

50 Kaltenbrunner / Jakubowski 2018, S.36.

Soziologe Richard Sennett nach. Seit Jane Jacobs ihn fragte ›*Und was würden Sie tun?*‹ versucht er herauszufinden, »wie sich Städter stärker für die *cité* engagieren können [und] [...] welche Formen in der *ville* ihnen dabei helfen können«⁵¹. Was zunächst nahe an Jan Gehls Ansatz zu liegen scheint, ist doch grundsätzlich anders: Bei Sennett sollen die Einwohner nicht nur eine Nutzerbeziehung zu ihrer Stadt aufbauen. Er überlegt, wie man sie dabei unterstützen kann, sich für die Stadt auch einzusetzen. Richard Sennett möchte die Bürger nicht nur befragen und beobachten, sondern spricht ihnen eine Verantwortung zu. Denn Bürger haben hinsichtlich des Lebens in ihrer Stadt eine stille Kompetenz:

Wie man auch kein Genie sein muss, um gute handwerkliche Fertigkeiten zu erwerben, so ist auch das Potenzial, ein fähiger Bewohner zu werden, in den meisten Menschen angelegt. Ich beschreibe hier keine ideale *cité*, sondern eine *cité*, die längst in uns schlummert.⁵²

Wie aber soll man mit diesem Potenzial umgehen? Jan Gehl versucht durch Beobachtungen aus dieser in uns schlummernden Kompetenz zu lernen, um Städte zu schaffen, die dem unbewussten Wissen der Bürger gerecht werden und in denen Bürger ihre unbewusste Kompetenz ausleben können. Sennett hingegen räumt der in uns schlummernden *cité* eine noch größere Bedeutung ein: Sie ist das, was uns nicht nur zu stillen Nutzern, sondern auch zu den Denkern und Akteuren einer Stadt macht. Es gilt ein Bewusstsein für diese Kompetenz zu etablieren, sie zu wecken. Stadtplaner treten in dieser Logik nicht vorrangig als Soziologen, Architekten oder Ökonomen auf, sondern als Berater von mündigen Bürgern, die ihnen im Erkenntnisprozess ihres besonderen Wissens zur Seite stehen.⁵³ Das wiederum bedeutet, der Öffentlichkeit tatsächlich zu vertrauen und ihr eine neue Form der Mitsprache zuzugestehen, statt die nur »irgendwie zu behandeln«⁵⁴. Sennett plädiert für eine Koproduktion, statt einer Konsultation⁵⁵, mit dem Ziel, die »Diskrepanz zwischen den Anforderungen guter Gestaltung und den Erfahrungen und Vorstellungen der Bewohner«⁵⁶ auszugleichen. Es sollte also nicht nur darum gehen, Städte *für* Menschen zu gestalten, sondern den Menschen beratend bei der eigenständigen Gestaltung ihrer Städte zur Seite zu stehen.

Damit die Bewohner und Nutzer einer Stadt jedoch überhaupt die Möglichkeit haben, sich einzubringen, reicht es nicht, kurzfristige partizipative Prozesse vor wichtige Planungsverfahren zu streuen. Richard Sennetts Theorie der *Offenen Stadt* greift tiefer. Die *Offene Stadt* soll eines der wahrscheinlich größten Probleme der Stadtplanung beheben: Man plant zwar für einen Moment – in der Vergangenheit, der Gegenwart oder auch der Zukunft –, doch Städte existieren nicht nur in diesem Moment. Gestaltungsvorhaben, die sich an der gegenwärtigen Situation orientieren, drohen schnell zu veralten, während in die Zukunft gerich-

51 Sennett 2018, S. 213.

52 Ebd., S. 235.

53 Vgl. ebd., S. 325.

54 Ebd., S. 325

55 Vgl. ebd., S. 300.

56 Ebd., S. 308.

tete Projekte oft in der Gegenwart unzureichend sind oder der tatsächlich eintretenden Zukunft nicht entsprechen. Stadtplanungstrends können zu einem Zeitpunkt als ideal, 20 Jahre später aber als katastrophal betrachtet werden. Wenn die Gestaltung nicht in der Lage ist, über längere Prozesse die Stadt und ihre Bürger zu begleiten, ist sie zwangsläufig unzureichend. Die Lösung sieht Richard Sennett in einer ethischen Verbindung zwischen Stadtplaner und Stadtbewohner, die laut ihm darin besteht,

sich in einer gewissen Bescheidenheit zu üben: Man lebt als einer unter vielen in einer Welt, in der man sich nicht selbst gespiegelt sieht. Als einer unter vielen zu leben macht es möglich, wie Robert Venturi dies einmal ausdrückte, die Komplexität und ›Vielfalt der Bedeutungen‹ über deren bloße Klarheit zu stellen. Das ist die Ethik der offenen Stadt.⁵⁷

Nur eine Stadt, in der die Bürger in einem solchen Maß tatsächlich an der Stadt teilhaben, kann wirklich offen sein⁵⁸, kann die Zeit überstehen und sich den unterschiedlichen Herangehensweisen an die Frage: ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹, tatsächlich anpassen – denn während die Trends, die Planer und die Verantwortlichen wechseln, bleiben die Bürger und ihre Verbindung in Form von Erinnerungen und Emotionen zu ihrer Stadt.

Auch die Theorie der offenen Stadt wartet noch auf ihre Ausgestaltung und praktische Anwendung. Doch sie bietet eine mögliche Antwort auf das, was wir aus diesem kurzen Abriss über die Stadtplanung lernen können: Wir wissen in Anbetracht der immensen Komplexität der Stadtplanung nicht, wie wir am besten handeln sollen. Doch handeln müssen wir trotzdem. Der Umgang mit Komplexität bei etwas derart Permanentem wie der Stadtplanung ist ein Drahtseilakt, bei dem es helfen kann, gemeinschaftlich und nicht in zu starker Höhe zu arbeiten.

Fazit

Zu Beginn habe ich die Frage gestellt, ob es eine unüberwindbare Kluft zwischen der Frage ›*Wie wollen wir – als Bürger einer Stadt – eigentlich leben?*‹ und dem Handeln der Stadtplaner gibt. Es scheint diese Kluft tatsächlich zu geben. Und sie droht immer dramatischer zu werden, je größer und komplexer die Städte werden. Ein Punkt der Einstiegsfrage lässt sich jedoch nicht bestätigen: Die Kluft ist nicht unbedingt unüberwindbar – im Gegenteil: Seit den 60er-Jahren arbeiten Angehörige verschiedener Disziplinen daran, die Kluft zwischen

57 Ebd., S.369 f.

58 Richard Sennett entwickelt hier verschiedene Modelle zur Teilhabe der Bürger an ihrer Stadt. Zum Beispiel plädiert er für eine unfertige Bauweise, die den Bewohnern ermöglicht, ihre Häuser selbst anzupassen und zu entwickeln und

für Städte, die sich renovieren und erneuern lassen. Außerdem entwickelt er verschiedene Praktiken im Planungsprozess, bei denen sich die Planer zurücknehmen und den Bürgern Raum lassen, eigene Lösungen zu erarbeiten.

den Bürgern und den Stadtplanern zu überbrücken. Dieser Prozess findet sowohl aus der Perspektive der Stadtplaner als auch der Perspektive der Bürger statt. Entscheidend in diesem Prozess scheint zu sein, dass die jeweiligen Kompetenzen und Potenziale anerkannt werden und abgewogen wird, wann welche Methoden sinnvoll sind – und wann eben auch nicht. Mitbestimmung und Gestaltung der Bürger führt nicht unbedingt zu besseren Lösungen. Auch visionäre Vorstellungen einzelner können sich im Nachhinein als positive Entwicklung entpuppen: Jan Gehl war beispielsweise der Meinung, dass fahrradgerechte Städte ökologischer, sicherer und allgemein lebenswerter sind. Zwar ist dieser Ansatz aus heutiger Sicht richtig, doch anfangs wurde seine visionäre Vorstellung der besseren Stadt bei Weitem nicht von allen Bürgern unterstützt. Stadtplanung, die Visionen verfolgt, ohne dabei von Anfang an einen stadtgesellschaftlichen Konsens zu haben, ist zwingend notwendig, um als Stadtplaner handlungsfähig zu sein und zu bleiben, um Visionen in Städten umzusetzen und Städte zukunftsfähig zu gestalten.

Gleichzeitig aber sind die Grenzen einer solchen Stadtplanung nicht aus den Augen zu verlieren. Nicht immer führen sie zu dem erhofften Erfolg. Und selbst, wenn sich zeitweise ein Erfolg einstellt, drohen sie dennoch immer zu veralten, oder sich im Rückblick als nicht so vorteilhaft wie erhofft herauszustellen.

Das Handeln der Stadtplaner ist notwendig, doch zwangsläufig – da es immer auf Entscheidungen beruht, die zu dem einen Zeitpunkt zwar richtig, zu einem späteren jedoch falsch sein könnten – risikobehaftet. Die Frage ist, inwieweit die Bürger einer Stadt in der Lage sind, auf städtebauliche Fehler aufmerksam zu machen, ihre Meinungen zu äußern, Städte positiv umzugestalten und anzupassen. Denn wirklich problematisch wird eine Top-down-Stadtplanung erst, wenn sie sich zu weit von den Vorstellungen und dem Verständnis der Bürger entfernt. Denn dann verlieren diese den Bezug zu ihrer Stadt und sind nicht mehr in der Lage, eine Stadt der sich verändernden Zeit permanent anzupassen. So sterben Städte schließlich – weil die geplante Hülle es nicht mehr vermag, den gelebten Inhalt zu fassen. Zurück bleiben dann Geisterstädte, in denen zwar gewohnt oder gearbeitet, nicht aber gelebt wird.

Am Ende müssen wir uns als Bürger kritisch fragen, welche Position wir in Städten einnehmen wollen. Möchten wir uns gänzlich zurückziehen, die Städte fremdgestalten lassen und das Risiko verplanter Städte eingehen? Oder wollen wir mitwirken und an der permanenten Veränderung teilhaben? Es ist die Frage, ob – oder besser inwieweit – wir Verantwortung für unsere Städte übernehmen wollen. Beantworten wir diese Frage nicht, vielleicht, weil wir gerade nicht allzu unzufrieden mit unserer Stadt sind oder uns andere Dinge wichtiger erscheinen, wird sie für uns beantwortet. In diesem Moment verlieren wir unsere Mitsprache in der Gestaltung der Stadt. Sie zurückzugewinnen ist anschließend ein langer und anstrengender Prozess. Es lohnt sich also, gründlich über eine Antwort nachzudenken.

Begonnen hat dieser Text mit dem Ikea-Slogan »Wohnst du noch oder lebst du schon?«. Sollten wir in diesem Sinne in einer Stadt nicht nur wohnen, sondern leben wollen, und sind

wir bereit Verantwortung für unsere Städte zu übernehmen, dann müssen wir herausfinden, wie wir unsere Stadt-Wohngemeinschaft am besten organisieren. So, dass wir weder einen unbestimmten Abstellraum erzeugen, noch blind eine autoritäre Gestaltung über uns ergehen lassen. Denn weder in der einen noch in der anderen Wohnung würden wir langfristig leben wollen. In Städten ist das nicht anders.

Was muss also passieren? Wenn das Ziel ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen den Bürgern und den Stadtplanern ist, bei dem die jeweiligen Kompetenzen und Potenziale bestmöglich eingesetzt werden können, so gilt es aktuell vor allem herauszufinden, wie sich Bürger der Frage ›*Wie wollen wir eigentlich leben?*‹ hinsichtlich ihrer Nachbarschaft, ihres Quartiers und ihrer Stadt bewusst werden und Möglichkeiten zur Artikulation dieses Bewusstseins finden. Die Akzeptanz von Stadtplanern wie Jan Gehl zeigt, dass die Stadtplanung ihren Teil der Kluft schon fast überbrückt hat. Doch seitens der Bürger fehlt oft noch das Bewusstsein für die Notwendigkeit, ihre Seite der Kluft zwischen Bürgern und Stadtplanern zu überwinden. Aber auch an konkreten Möglichkeiten der Bürger, sich auf die Stadtplanung zuzubewegen, mangelt es. Wie diese Brücke in Richtung Stadtplanung gebaut werden kann, gilt es noch herauszufinden.

Literatur

Gehl, Jan: Städte für Menschen, Berlin 2019.

Jacobs, Jane: Tod und Leben großer amerikanischer Städte (1961), Basel 2015.

Jacobs, Jane: The Death and Life of Great American Cities, New York City 1961.

Kaltenbrunner, Robert / Jakubowski, Peter: Die Stadt der Zukunft. Wie wir leben wollen, Berlin 2018.

Lau, Peter: Mach nur einen Plan. In: Edition brand eins: Urbane Innovation: Wie sieht die Stadt aus, in der wir leben wollen?, Heft 4 (2019), S.18-31.

Le Corbusier: The City of Tomorrow and Its Planning (1929), New York 1987.

Le Corbusier: Die Große Verschwendung. In: Ders. / Pierre Jeanneret / Max Bill (Hg.) (1938), Œuvre complète Volume 3: 1934-1938, Basel 2013.

Mumford, Lewis: The Garden City Idea and Modern Planning. In: Frederic J. Osborn (Hg.), Gardens Cities of To-Morrow (1965), Abingdon 2007.

Sennett, Richard: Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens, München 2018.

Seidel, Sabine: Ernst Klett Verlag – Terrasse – Schulbücher, Lehrmaterialien und Lernmaterialien. In: Geographie Infothek, 24.07.2012, [online] <https://www.klett.de/alias/1004553> (Abruf: 24.01.2020).

Ikea – Neuer Slogan. In: moebelkultur.de, 21.08.2002, <https://www.moebelkultur.de/news/neuer-slogan/> (Abruf: 24.01.2020).

Rockefeller Foundation: Story of cities #32: Jane Jacobs v Robert Moses, battle of New York's urban titans. In: the Guardian, 03.02.2020, <https://www.theguardian.com/cities/2016/apr/28/story-cities-32-new-york-jane-jacobs-robert-moses#maincontent> (Abruf: 04.03.2020).

